

Einblick in das Denken und Fühlen der Bantuleute durch das Spiegelbild  
ihrer Sprache

---

hatte gar keine Furcht vor dem Sterben und lächelte fortwährend in seligem Glück. Als ich ihr die Hand zum Abschied darbot, mahnte ich sie, im Himmel für mich zu beten. Das versprach sie freudig und stammelte noch einmal kindliche Dankesworte. — Wir reichten auch noch dem alten Heiden und allen anderen Anwesenden die Hand zum Abschied und machten uns dann auf den Heimweg. Der Regen hatte nachgelassen und auch die Nebelschwaden hatten sich verzogen. So verirrten wir uns nicht mehr und erreichten um zwei Uhr morgens die Missionsstation wieder. Als wir dann nach sechs Uhr morgens gerade noch die Danksgung nach der hl. Messe machten, kam ein Vate mit der Nachricht, daß die Johanna Theresia schon gestorben sei. Bald darauf kamen auch einige Männer, die auf dem Friedhof ein Grab schaukelten. Gegen Abend brachten die Leute dann auch den Leichnam der so glücklich dahingeschiedenen Johanna Theresia. Die Männer hatten sogar einen ganz schönen Sarg für die Tote gezimmert. Die Beerdigung nahm natürlich der alte Missionar vor und wir zwei Diaconi gingen auch mit. Es waren viele Heiden mitgekommen. Deshalb hielt der seeleneifrige alte Missionar nach der Einsegnung des Grabes am offenen Grabe an diese eine Ansprache. Diese war von großer Wirkung. Viele der Heiden kamen schon am darauffolgenden Sonntag zum Gottesdienst. Der alte Heide selbst zimmerte ein schönes Grabkreuz für die Verstorbene und brachte außerdem noch eine Geldspende zum Missionar, damit er für die Dahingeschiedene eine hl. Messe lese. Gegen Ende der Ferien sah ich den alten Mann noch einmal auf dem Friedhof. Das neugeborene Kind der verstorbenen Johanna Theresia war auch gestorben. Auch dieses arme Würmchen hatte vor seinem Tode die Gnade der hl. Taufe bekommen. Auf dem Friedhof von Maris-Stella erhielt es ein Ruheplätzchen gerade zu Füßen seiner Mutter. Mutter und Kind werden sicher dem guten alten Heiden die Gnade der Bekehrung am Throne Gottes erslehen.

---

## Einblick in das Denken und Fühlen der Bantu-leute durch das Spiegelbild ihrer Sprache

Von P. Odo Ripp RMM.

**U**nter allen Himmelsstrichen kann jedes Volk ein Loblied singen auf seine Muttersprache. Diese Himmelsgabe, die dem Menschen vor allen irdischen Lebewesen zuteil wurde, ermöglicht es ihm, mit seinem Schöpfer und Mitmenschen in Verkehr zu treten. Doch deren sind viele, die dieses Vorrecht nicht genügend zu würdigen wissen. Die Sprache, die ein Mittel sein kann und soll, um unsere Gedanken und Gefühle zu äußern, ist ein erhabenes Kunstwerk, dessen Schönheit und wunderbarer Aufbau den meisten unbekannt ist. Nach Papageiart bedient man sich der Sprache, ohne zu bedenken und zu untersuchen, wie dies geheimnisvoll zusammengesetzte Meisterwerk eigentlich arbeitet. Von jeher suchten nun die Sprachenforscher der Sache auf den Grund zu gehen, fragten sich, wie diese Natur-Erscheinung zu erklären sei. Je nachdem diese Wissenschaftler in religiöser Beziehung eingestellt sind, lauten auch ihre Erklärungen über den Ursprung der Sprache. Die Ungläubigen, die von einer geistigen Seele im Menschen keine Spur zu finden wähnen und alle menschlichen Fähigkeiten nur als

eine natürliche Entwicklung von verborgenen Kräften ansehen, wollen die Sprache bloß als Ergebnis der Nachahmung von Naturlauten ansehen. Damit wäre aber den Mensch nicht weit gekommen, hätte kaum jene Urwaldbewohner überholt, die seit den Schöpfungstagen sich in Baumkronen wiegen, ihrem Hunger und anderen Anliegen nur durch wüstes Gebläse Ausdruck verleihen. Die Menschen, die dort ihre Urahnen vermuteten, werden heutzutage nicht mehr ernst genommen.

„Gott, der Herr, verlieh dem Menschen „Vernunft und Sprache“ (Eccl. 17, 5). Die geistig-vernünftige Seelenanlage bildet den Untergrund, aus dem das vielgestaltige und prächtige Gewächs der Sprachen aufspricht, gemäß den vom Schöpfer festgelegten Bedingungen. Jedes Samenkorn sproßt auf, wenn es vom Sämann in die Erde gelegt und je nach Bedürfnis gehegt und gepflegt wird. Das ist auch der Fall beim kleinen Menschenwesen, das in der Familie geboren wird. In dieser, vom Schöpfer gewollten Umgebung, entwickeln sich langsam die geistigen Fähigkeiten der Seele, sowie die körperlichen Organe, aus denen sich allmählich die Sprachfertigkeit herausbildet. Wie dies zugeht, beschreibt anschaulich St. Augustin: „Wie ich aber sprechen lernte, habe ich später in Erfahrung gebracht. Meine Lehrer waren nicht Erwachsene, die nach einer bestimmten Methode mir die Worte darboten, so wie sie mir später die Buchstaben zeigten, ich selbst war es mit Hilfe des Geistes, den du mir gegeben. Durch Seufzen und allerlei Laute und Bewegungen der Glieder suchte ich die Gefühle meines Herzens zu äußern, damit meinen Wünschen willfahren würde; ich vermochte dies weder in allem, was ich wollte, noch bei allem, bei denen ich es wollte. Folgendes aber bemerkte ich und erwog es im Gedächtnisse. Wenn jene andere ein Wort aussprachen und im Anschluß daran ihren Körper zu etwas hinbewegten, so erkannte und begriff ich, daß sie mit jenen Lauten eine Sache benannten, die sie mir zeigen wollten. Daß sie die aber wollten, offenbarten mir Bewegungen des Körpers, jene natürliche Sprache aller Völker, die in dem Mienenspiel, dem Winken mit den Augen, den Gebärden der übrigen Glieder besteht, und dazu im Tone der Stimme, welcher die Empfindungen der Seele anzeigt, wenn sie etwas begeht oder festhält, zurückstoßt oder flieht. Allmählich und durch die häufige Wiederholung lernte ich so, wie einzelne Dinge durch die Worte bezeichnet wurden, die verschiedenes bedeuteten, von denen aber ein jedes an seiner bestimmten Stelle gebraucht wurde. Ich gewöhnte meinen Mund an diese Zeichen und konnte nunmehr meine Wünsche mit ihrer Hilfe zum Ausdruck bringen. So tauschte ich mit meiner Umgebung die Zeichen zur Verlautbarung der Wünsche aus und drang tiefer hinein in die sturmvolle Gemeinschaft des menschlichen Lebens, abhängig noch von der elterlichen Gewalt und der Führung der Erwachsenen. Conf. Lib. I. Kap. 8.“

Jede Sprache ist nun gleichsam eine plastische Prägung der Volksseele. Heutzutage steht man mit gaffendem Mund und gespitzten Ohren vor sprechenden und musizierenden Grammophonen und Filmen und staunt ob der wunderbaren Erfindungen, die doch schließlich nur eine Übertragung der geistigen Seelenplatten sind, auf denen sich zuerst jene Kompositionen gebildet haben. Diese sprechen, singen und musizieren in allen Zonen, worin Menschenkinder wohnen. Ihre Laute und Töne sind oft um so reiner und klangerfüllt, je weniger die urwüchsige Menschennatur durch Überkultur verzerrt ist.

Die Sprachfähigkeit ist zweifelsohne eine herrliche Gottesgabe, aber sie wirkt seit dem Sündenfall wie ein zweischneidiges Schwert. „In die Hand

der Zunge ist Leben und Tod gelegt“, sagt die hl. Schrift. Jedes Gefühl der Himmel und Erde umspannenden Seelentonleiter, findet in der Sprache seinen Ausdruck. Durch sie sprechen geistig gestimmte Menschen die Sprache der Engel, boshaft jedoch das Knirschen der Dämonen.

Als erste Pflicht des auf seinem Arbeitsfeld erschienen Glaubensboten gilt es nun, die Sprache des Volkes zu lernen, dem er die Frohbotshaft Christi künden will. Als zweite Muttersprache muß er sich dieselbe aneignen, wenn er geistiger Vater seiner Herde sein will. Welcher Art ist also dieses Seelengewächs, das hiesigen Leuten den Mund bereit macht? Es ist ein Zweig der weitverbreiteten Bantusprachen. Wer sich dieses Naturkind näher ansieht, kann nur Freude daran haben, wenn er den wunderharmonischen Aufbau dieses Sprachenmeisterwerkes gewahrt, daß der hiesigen Volksseele entsprossen ist. Es ist eine Tatsache, daß klimatische Zuständlichkeiten auf das Gemüt des Menschen und ihre Lebenshaltung einen bestimmenden Einfluß ausübt, ihnen einen Stempel aufprägt, der in Charakter und Sprache sich offenbart. Von Griechenlands Sprache im Altertum wird behauptet, sie sei die schönste und klangvollste gewesen, die Menschen je gesprochen. Dazu wird wohl die sprichwörtliche Schönheit Arkadiens mit ihrem hellen Sonnenschein das Ihrige beigetragen haben. Die Bantuleute, zumal als sie noch unbehellt „ihre geronnene Milch mit dem alten Löffel äßen“, d. h. noch nach Väterritte leben konnten, waren ein recht sorgenloses, heiteres Volk. Ihre klare und klangvolle Sprache fließt aus einem fröhlichen Gemüt, das meistens von warmem, freundlichem Sonnenschein erhellt wird.

Im folgenden will ich den freundlichen Lesern einige Stilblüten der Bulusprache bieten, wie sie in Redensarten und Sprichwörtern enthalten sind. In ihnen spiegelt sich des Volkes urwüchsiger Volkssinn und Mutterwitz. Diese gedrungenen Sprüchlein offenbaren die Art und Weise ihres Denkens, sowie ihre Anschauungen über die Weltdinge. In jeder Übersetzung verlieren solche Sprichwörter etwas von ihrem eigentümlichen Bodengeruch, von ihrer Würze und Originalität. Es ist wie mit einer schillernden Schlangenhaut, aus der das Reptil ausgeschlüpft ist. Gewisse gute oder schlimme Lebenserfahrungen kleiden nun alle Völker in sinnerwandte Kernsprüche, so daß man auch in der Muttersprache ein Gegenstück dafür bieten kann. Eine kurze Erklärung soll den Sinn dieser Sprüche erläutern, die in möglichst treuer Übersetzung hier folgen.

„Wer sich weigert, Rat anzunehmen, kommt durch Blutvergießen (Schaden) zur Einsicht“ = gleichbedeutend mit: Wer nicht hören will, muß fühlen.

„Die Partei, die zuletzt tanzt, wird bewundert“ = Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

„Die Hirse am Weg wird nicht reif“ = Wie ein Fruchthalm gerade am Weg zertreten wird, so kann ein Heim an der Landstraße wegen der vielen hungrigen Besucher nicht gedeihen.

„Größe wird nicht mit Eile erlangt“ = Rom ist nicht an einem Tag erbaut.

„Den Büffelochs erträgt man von den Verausgehenden“, was wohl meint, daß die Jäger die Leute, die ihnen auf der Jagd begegnen, nach den Spuren dieses Wildes fragen; und sagt deshalb, daß man von Älteren Rat annehmen soll. Folgendes besagt dasselbe: „Die Franzen des Lenden- schurzes werden in der Gesellschaft genährt“, wo eben stets Experten zu finden sind.

„Es gibt keinen Dummkopf, der langohrig ist, in der Familie“ = Im Familienheim übersieht man gern die Fehler der eigenen Mitglieder.

„Das Kaninchen entbehrt des Schweifes wegen Auftrag geben“ = Anstatt selbst zur Verteilung zu gehen, beauftragte es andere, deshalb die Lehre: Selbst tun, was man gemacht haben will.

„Der Ochs leckt den, der ihn leckt; tritt den, der ihn tritt“ = Wie du mir, so ich dir. Freilich keine Maßregel für Christenleute.

„Die Kuh schlägt aus nach ihren Melkern“ = Honig ist kaum ohne Bienenstiche erhältlich.

„Kein Tag (Sonne) neigt sich, ohne irgend ein Anliegen, Affaire“ = Kein Tag ohne Plage.



Mariannhiller Neupriester: Würzburg im März 1932

In der Mitte Sr. Exzellenz Bischof Dr. Ehrenfried

„Aus einem schönen Geschirr ist man nicht lange“ = Glück und Glas, wie leicht bricht das. Ausruf einer Mutter, der ihr liebes Kindlein gestorben ist.

„Der Auswuchs sproßt aus den Wurzeln hervor“ = Unkraut verdirbt nicht.

„Das Haus des Prahlers läßt den Regen hinein“ = Den Worten folgen keine Taten.

„Kein Rebhuhn spart für ein anderes“ = Jeder muß für sich selber sorgen.

„Kein Büffel ward je von seinem Kälbchen überwunden“ = Dem Jungvolk ziemt Gehorsam.

„Neid und Mißgunst entsteht aus dem Auge und sitzt im Herzen“ = Vorteilhaftes, was man an anderen gewahrt, ist Anlaß zu Neid.

„Kein Schlaumeier hat sich je am Rücken geleckt“ = Alb und zu versangen sich dieselben in ihren eigenen Stricken.

„Kein Kupferstück macht allein ein Geräusch“, heißt etwa: Zum Raufen gehören zwei.

„Die Ginsterkäze redet sich auf Kosten der Elster heraus“ = Die Schuld auf andere werfen.

## Juli

Von Schwester M. Abellina OSF.

**L**angsam hatte die Nacht ihre dunklen Vorhänge aufgerollt. Drüben über den duftenden Bergwäldern stieg der junge Tag herab, Tau in den Löcken, Sonne über dem Scheitel. Tropfen um Tropfen träufelte nieder, neigte Blätter und Blumen, Halme und Zweige. All die Gräser, all die Bäume in Wald und Flur trugen ihr Tröpflein so feierlich still, wie man nur kostliches hält. Und wahrlich, wie glitzernde Edelsteine funkelten all die Tauperlen, denn die goldstrahlende Sonne durchschimmerte sie wundersam. Hunderfach brach sich das gleißende Licht und erhöhte dadurch den einzigartigen Zauber.

Was da stand in heiligem, unentweihten Morgenfrieden, daß ließ mich erinnern an die ungezählten Menschenseelen, die auch Leben und Dasein aus der gleichen allmächtigen Schöpferhand empfingen. An ihnen klebt auch ein Tautropflein, aber nicht lichtflares Wasser, ein Tröpflein rubinroten Blutes, Herzblut Gottes . . .

Es war eine Nacht, eine leiddunkle Nacht im Garten Gethsemani. Da kniete der Gottmensch schmerzgebeugt auf der feuchten Erde. Die Sünden alle, angefangen von der Erbschuld im Paradiese und dem ersten Blutvergießen draußen auf freiem Felde bis hinauf zur letzten Sünde in der letzten Minute des letzten Jahrhunderts vor dem Weltgerichte, lagen auf ihm. Unter dem ungeheuren Druck dieser Riesenlast drang Tropfen um Tropfen des warmen Herzblutes aus den Poren des ringenden Erlösers, feuchtete Kleider und Boden dunkelrot. Besonders der Gedanke: umsonst, so vieles umsonst, der quälte und preßte und preßte und quälte, daß es rann und rann, warm und dunkel . . . immer mehr . . .

Der schauer- und angstfüllten Gethsemaninacht folgte der leidübervolle, blutige Karfreitag. Erbarmungslos sausten die Geißeln nieder und rissen Wunde um Wunde am heiligsten Leibe des göttlichen Dulders. Und aus den klaffenden Wunden floß das warme Blut in Bächlein. Dann wieder drangen die scharfen Dornen tief ein in des Heilands heiliges Haupt. Wiederum rann Blut, heiliges Blut, unaufhaltsam.

Blut färbte die Straßen von Jerusalem, rötete den steilen Weg nach Golgatha, Heilandsblut floß in Strömen aus den so grausam durchbohrten Händen und Füßen. Noch nicht genug. Die Lanze öffnete auch weit und tief das heilige Herz, daß ein neuer, letzter Blutquell sich ergoß. Gottes heiliger Engel hielt in Ehrfurcht erschauern die goldene Schale, um ihn aufzufangen für die schuldbeladene Menschheit. Liebe, unbegreifliche Gottesliebe ließ das Herzblut des Erlösers verströmen bis zum letzten Tropfen für die Sünden der Welt, für die Erlösung der Seelen.

O, daß wir hin und wieder stille hielten auf unserm Lebensweg, wenigstens einmal im Jahre, im Monat des kostbaren Blutes und uns